

Nr. 259 Bydgoszcz / Bromberg, 11. November 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(31. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Brita erzählte nun Axel die Ereignisse der letzten Wochen bis zu ihrer Ankunft in Petersburg.

„Ich saß", so fuhr sie dann fort, in dem Auto mit dem Gefühl, daß jetzt alles aus sei, und so groß die Schwäche war, die mich kurz vorher überfallen hatte, so groß wurde allmählich meine Ruhe und mein Entschluß, mich in all das zu fügen, da es ja doch unabänderlich sei.

Zu meiner Verwunderung, die eigentlich kurz vorher noch schreckhafter für mich hätte sein müssen, fuhren wir weit durch die Stadt hinaus in eins der alten Villenviertel, und als wir ausstiegen, entfernten sich die beiden Herren schweigend, nachdem sie, wie ich sah, noch etwas in die Hand gedrückt erhalten hatten. Es war Geld, wie mir Tatjana später sagte.

Ich dachte es sei die Privatwohnung dieser Beamtin und sie wolle mich aus irgend einem Grunde, vielleicht auch nur wegen des Kindes, zuerst hierher führen, um mich später erst zu einer Vernehmung zu bringen.

Aber bereits im Treppengang, als wir allein waren, flüsterte sie mir zu, ich solle mich vernünftig benehmen, sie handle in eigenem Auftrag und morgen um diese Zeit könnte ich mich bereits in Finnland ausruhen. Sie griff dabei sofort nach dem Kinde, denn ich bekam wieder diese große Schwäche in Armen und Beinen und hatte es schon etwas sinken lassen.

In einem schönen großen und warmen Zimmer, das noch an die gute alte Zeit erinnerte, standen bereits zwei große Koffer mit Kleidern und Wäsche und sie drängte darauf, daß ich mich sofort umzöge und alles, was ich an hatte und was ich bei mir führte, da ließe. Ich tat es, aber ich zitterte dabei am ganzen Leibe, denn dies alles war ja nicht zu glauben. Aber als sie mir dann von dir erzählte, mußte ich ja glauben, daß dies alles wahr und wirklich sei, was hier vor sich ging."

Brita hielt inne und sah auf ihren Bruder, aber er hatte immer noch seine Augen auf den Boden geheftet und schaute nicht auf.

„Während ich mich umkleidete", fuhr Brita fort, „erzählte mir Tatjana, die mir von vornherein versicherte, daß jetzt das Schwerste überstanden sei und meiner Flucht aller menschlichen Voraussicht nach, vorausgesetzt, daß ich mich nicht selbst verriete, keine Gefahr mehr begegnen könne, was sie für mich unternommen und wie sie es gemacht habe.

Es sei sehr leicht für sie gewesen, so sagte sie, nach ihrer Rückkehr nach Leningrad sich die Order auszuwirken, nach Petrosavodsk zu fahren mit dem besonderen Auftrag, mich zu überwachen. Sie war durch diesen Auftrag unabhängig von der örtlichen Leitung der Staatspolitischen Verwaltung, die ihr im Gegenteil mit allen Mitteln zur Verfügung stehen mußte. Sie habe in Leningrad erzählt, daß meine Überwachung wegen meiner vermutlichen Zusammenarbeit mit dir dringend notwendig sei, daß jener Leinweber auf die Aufklärung dieser Verbindungen, die sie bereits im Westen habe feststellen können, den größten Wert lege, und sie habe diese Behauptung ungefährdet aufstellen können, da sie wußte, daß Leinweber noch in Frankreich im Gefängnis saß.

Sie sei, als sie die Verhältnisse in Petrosavodsk genau kennengelernt habe, sehr besorgt um mein Schicksal gewesen. Denn einerseits habe sie sofort sehen können, daß es im Zusammenhang mit der Entwicklung der politischen Dinge für meinen Mann keine Rettung mehr geben könne, andererseits habe ihr meine Schwangerschaft das Bedenken eingeflößt, daß meine Rettung in dem Falle vereitelt werden könnte, wenn Leinweber vor meiner Niederkunft aus dem Gefängnis entlassen würde und die Dinge richtigstellen könnte. Sie habe auch, als dies wirklich eingetroffen sei, Angst bekommen, und als sie mir das erzählte, mußte ich an die Worte Martha Flinks denken und staunen über den Blick dieser Frau. Aber sie habe sich einerseits damit getröstet, daß Leinweber wenigstens in der ersten Zeit mit wichtigeren Dingen zu tun habe als sich um die Affäre mit jenem schwedischen Offizier zu kümmern, und andererseits auf die Vergeßlichkeit und die Schlamperei vertraut, die in dem bureaukratischen Betrieb auch ihrer Stelle in Leningrad herrsche.

Der Aufenthalt in Petrosavodsk sei ihr auch aus einem anderen Grunde unangenehm gewesen, sie habe nämlich dort Verwandte, eine Tante von ihr wohnte sogar in unserer Nähe, und sie wollte schon deshalb nicht erkannt werden, damit ich keinen Zusammenhang mit Mirjam witterte und auf diese Weise meine Unbefangenheit verlöre. Daran sei ihr nun sehr viel gelegen gewesen, mir diese Unbefangenheit zu erhalten, und das habe in diesem Fall eben geheißen: mein Gefühl der Abneigung und der Angst und sogar des Hasses.

Sie habe sich bereits selbst Vorwürfe gemacht, daß sie so leichtsinnig gewesen sei und das Geld in meinem Schrank hervorgezaubert und mir Blumen geschickt habe, die tatsächlich, da hatte nun Natascha beinahe recht gehabt, aus dem Kulturhaus stammten. Aber sie hätte meine Lage so genau beobachtet gehabt und sie hätte sich so genau in mich hineinversetzen können, daß sie einfach nicht mehr anders gekonnt habe, als diesen Leichtsinn zu begehen, durch den mir eine kleine Freude bereitet und, woran sie vor allem gedacht habe, durch den meine Phantasie auf etwas andere Gedanken gebracht werden könnte und wenigstens auf einige Augenblicke die Bitterkeit und die scheinbare Hoffnungslosigkeit meines zukünftigen Schicksals gemildert. Und wenn ich daran denke, wie wir alle drei, Martha Flink, Natascha und ich, uns mit diesen Blumen beschäftigt haben, so muß ich sagen, daß Tatjanas herzliche Absicht wirklich geglückt ist.

Als sie aus meiner Bitterkeit und meinem Haß gegen sie ersehen habe, daß ich weder durch das Geld noch durch die Blumen einen Verdacht gegen sie hegte — wie hätte ich auch ahnen können, daß gerade diese Frau mir Rettung bringen sollte, die den ganzen Tag sich nur in der Gesellschaft von Leuten wie Wontzov und Pottojev bewegte! —, da habe sie sich wieder beruhigt gefühlt, aber zu ihrer eigenen Sicherheit, sie habe Angst gehabt, selbst schwach zu werden und sich durch irgend eine Ungeschicklichkeit mir gegenüber zu verraten und zu offenbaren, was möglicherweise sehr verhängnisvoll hätte werden können, habe sie die Begleitung durch den Genossen der Staatspolitischen Verwaltung in Petrosavodsk angefordert.

Der Paß, den sie mir dann gab, als ich mich umgekleidet hatte, sei vollkommen echt und ich brauchte beim Grenzübertritt nicht die geringste Sorge zu haben. Er war auf den Namen einer norwegischen Genossin ausgestellt. Tatjana sagte, daß es sie wohl einige hundert Rubel gekostet habe, und sie fügte scherzhaft hinzu, daß es früher unter den Zaren billiger gewesen sei, jetzt seien die Beamten anspruchsvoller in ihren Forderungen geworden, aber sie könne das verstehen, denn die Folgen seien bei einer Entdeckung etwas unangenehmer. Ich wisse doch sicher, wieviele Leute der GPU sich in der letzten Zeit in den Lagern befänden, allerdings wegen geringerer Vergehen. Ich brauchte mir keine Sorge um die Norwegerin machen, ihr Paß sei eben im Amtsgang irgendwo verloren gegangen und sie habe ja Gelegenheit, sich bei ihrem Konsulat einen neuen ausstellen zu lassen.

Ich sah mir den Paß an und ich wunderte mich, woher sie das Bild von mir haben mochte, das erst vor ganz kurzer Zeit aufgenommen sein mußte. Das sei das Einfachste gewesen, sagte sie, sie habe mich von ihrem Zimmer aus aufgenommen, als ich einmal im Hof Wäsche aufhängte. Ich verstände jetzt wahrscheinlich auch — und bei diesen Worten deutete sie auf eine Eintragung —, warum sie gleich nach der Geburt so angelegen gewesen sei zu erfahren, ob das Kind ein Bub oder ein Mädel sei. Denn das müsse nun schon stimmen im Paß, es wäre schon oft vorgekommen, daß in den Decken und Kissen, in die kleine Kinder eingehüllt gewesen seien, Geld und Schmuck geschmuggelt worden sei, es könnte also möglich sein, daß eine Untersuchung durchgeführt würde, und da sei es nicht gerade angenehm, wenn ein Bub anstatt eines Mädchens oder auch umgekehrt angegeben sei. Den Namen habe sie zwar nicht gewußt, aber sie habe ihn einfach als Gösta eintragen lassen und sie habe sich später gefreut, als sie aus einem Gespräch zwischen mir und Martha Flink habe entnehmen können, daß es sogar stimmte. Aber das sei nicht so wichtig gewesen.

Zum Schluß sagte sie zu mir, und ich sah, daß ihr das Sprechen dabei sehr schwer fiel, es sei ihr vollkommen unmöglich, wie sie es ursprünglich geplant gehabt habe, jetzt mit mir zu reisen. Sie könne mir die Gründe nicht sagen, sie schaute bei diesen Worten zur Seite und auf den Boden, als ob sie irgend etwas suche, und sie wisse auch nicht, ob sie dich jemals wiedersehen könne. Aber ich möchte dich, so herzlich wie es nur ginge, von ihr grüßen und sie wünsche und hoffe und halte es auch für sicher, daß du ihr die Worte glauben wollest, die sie in jener Nacht in Paris zu dir gesagt habe, und immer an sie denken. Du wüßtest schon, welche. Mehr könne sie nicht sagen, aber es sei für dich genug. Dann gab sie mir diesen Ring" — Brita zog einen Ring mit einem Smaragd von ihrem Finger — „und sagte, ich solle ihn dir geben."

Runemark hatte schweigend zugehört und nahm nun den Ring und saß noch eine Weile schweigend da.

Dann erhob er sich und führte Brita hinauf und zeigte ihr das Zimmer, das er für Tatjana eingerichtet hatte.

Brita sah es sich lange an und senkte dann den Kopf und sagte: „Und ich bin daran schuld!"

Runemark nahm sie unter den Arm und führte sie wieder hinunter und zu ihrem Kinde.

Brita ruhte und das Kind schlief.

Maria schaltete so leise wie möglich im Hause.

Runemark nahm seinen Stock und ging durch die Stadt und bog am Markt über die Brücke ab und ging den Hafen entlang.

Als er allein war draußen auf dem Wege über dem Byfjord, blieb er stehen und sah durch den leichten Nebel ein schwerfälliges Schiff seinen Kurs ziehen hinaus aus der Enge der Bucht, dorthin, wo sich die Wasser des Kattegatt mischen mit den Wogen des Skagerrak, um deren Kämme noch das Lied der Nordsee und der Gesang des Atlantik ertönt.

Wo ist Axel?

Weiß ich nicht.

Wo ist Tatjana?

Weiß ich nicht.

Runemark ging weiter.

Auch Yvonne Rochet würde traurig werden, wenn sie das erführe.

Runemark blieb wieder stehen und lauschte dem Rauschen der Wasser.

„. . . Sie schwanden ohne Spur im Morgenlande."

Ende.

Eines Königs Beichtiger.

Eine Historie von Eilhard Erich Pauls.

Das war im Herzogschloß an der Schlei, in Schleswig. Der Ritter Lauge Gudmundson hatte eben den Gefangenen verlassen. Der Herr wolle sich auf seinen Tod vorbereiten, hatte er gesagt und gegrinst dabei. Da schrie König Erich in hellem Zorn auf: „Sag du Hund deinem Hundeherrn, er sollte nicht Abel, Kain sollte er heißen, der Gottverfluchte!" Denn es war Herzog Abel, der ihn heimtückisch gefangen hatte. Des Königs Bruder wollte selber die Krone des Dänischen Reiches tragen.

Ritter Lauge Gudmundson hatte den Gefangenen verlassen. Die schwere Tür war ins Schloß geschlagen, hart verriegelt worden. König Erich ging zum engen Turmfenster, das eisenumgittert war. Aber durch das Gitter leuchtete der blaue Himmel, über der Schlei blitzte die Sonne. Die Glocken der Dominikanerkirche läuteten die Vesper. Und ein Rosenstrauch rankte an der Außenmauer des Turmes, grüßte mit dunkelroten Knospen. Der Gefangene reckte sich. Vielleicht, daß er einen Zweig der letzten Blüten erreichen könnte. Er sollte sterben, aber ihn verlangte nach den Rosen. Nur die Spitze eines Blattes konnte er fassen. Aber nun tastete er mit seinen Fingern weiter, ergriff den Blattstiel, die Ranke nun. Ein scharfer Dorn stach ihm den Daumen wund. Der Ritter riß an der Ranke. Nun hielt er die dunkelrote Rosenknospe in seiner Hand, auf der so dunkelrot wie die Blüte ein Tropfen Blutes perlte.

„Gyde, Gyde Sönkesen!" sprach der Gefangene. Das aber hieß: „Leben, Leben!" Und die eine Rosenknospe war das letzte Leben in seiner Hand.

Er kühlte einmal seine heißen Augen an den Blütenblättern. Nun war ihm im Leben nichts anderes und von einem Königreich nichts mehr übrig geblieben als eine letzte Rose, und auch die trank sein rotes Blut.

Es war die Zeit, da von den Dominikanern her ein Mönch in langer weißer Kutte geschritten kam. Er hatte die Kapuze tief über das Gesicht gezogen. Nur zwei düstere Augen brannten hervor. Er hatte die Hände weit in die Ärmel gesteckt. So kam er an den Turm, mit gesenktem Haupt und leise Gebete murmelnd. Als er an der Wache vorüberschritt, gab er den Befehl, daß man ihn zu dem Gefangenen führe. Er sprach mit einer weichen, vollen Stimme. Die Laute zitterten leicht. Der Knecht, den er angesprochen, winkte den Schließer herbei. Der ging dem weißen Dominikanerpriester voran.

Aber König Erich, der sich auf seinen Tod vorbereiten sollte, hatte von seinem Leben Abschied zu nehmen. Sein Leben, dünkte ihn, war Kampf und Liebe gewesen. Daß der Kampf so zu Ende gehen sollte, machte ihn zornig. Es

war der Bruder Abel gewesen, den er zum Herzog von Schleswig gemacht hatte. Der war ihm bis nach Rendsburg entgegen geritten, hatte ihn auf sein Schloß Schleswig geführt, ihn gut bewirtet. Nach einem reichlichen Mahl, das höflich gereicht worden war, spielte der König mit dem Hermann Karkwerder Schach. Der Herzog saß an einem anderen Tisch. Der Ritter Lauge Gudmundson setzte sich zu dem Herzog. Das war der Lauge Gudmundson, den der König aus Kopenhagen und seinem Reich gejagt, ein schlechter Kerl, der den König seiner Güter entledigt hatte. Der Lauge flüsterte auf den Herzog ein. Sie schielten beide zu dem König hin. Was sollte das bedeuten? Der Abel war des Königs Bruder. Es kann aus einem Bruder nicht ein Königsmörder, aus einem Abel kann nicht ein Kain werden. Wie sich der Lauge Gudmundson von seinem Platz erhebt, lacht er, lacht auch der Herzog. Der Ritter Lauge geht zur Tür des Saales hin, winkt hinaus. Da stößt der König die Figuren des Schachbrettes um und fragt nach seinem Schwert. Er hat an dem Tisch seines Bruders gegessen und getrunken. Nun ist er waffenlos. So greifen ihn des Lauge Gudmundsons Knechte . . .

König Erich lehnte an dem vergitterten Fenster seines Gefängnisses. Er stampfte zornig mit dem Fuße auf.

Das war die Zeit, da hatte der Schließer die Tür aufgetan. Da war der Dominikaner leise in das Gemach getreten. Er hatte einen Wink getan. Darauf war der Schließer gegangen, außen die schwere Tür verriegelnd.

„Ich will nicht sterben" schrie der König. „Leben will ich!" Und wich vor dem Mönch zurück, der aufrecht stand, sich leise neigte, zu erbeben schien, in seiner Haltung zusammensank.

Aber der König hatte kein anderes Leben mehr. Er hielt die letzte Rosenknospe in der Hand. „Gyde", sprach er klagend, „Gyde Sönkesen!"

Da streifte der Dominikaner die Kapuze zurück. Die goldene Fülle langen, blonden Haares quoll hervor. Er ließ die Kutte fallen.

„Gyde!" rief der König jubelnd, „Gyde Sönkesen!"

Sie war von Schwanholm herübergeritten, als die jähe Kunde sie getroffen hatte. Ein Fischer brachte sie zu den Dominikanern. Die waren des Königs Freunde, weil sie des Herzogs Feinde waren. Nein, auch die Dominikaner konnten nicht retten, sie waren ohnmächtig, wie Gyde Sönkesen hilflos war.

„Aber bei dir wollte ich sein, Erich", sagte das Mädchen. „Ich will bei dir sein, wenn es die letzte Nacht werden soll . . ."

Als am andern Morgen Lauge Gudmundson mit den Knechten die Tür aufschließen ließ, kniete der Dominikanermönch im langen weißen Mantel, die Kapuze tief in das Gesicht gezogen, vor dem Stuhl, auf dem ein Kreuz stand. Er kniete, hatte die Hände, weiße, schmale Hände, zum Gebet verkrampft um das Kreuz gefaltet, das verhüllte Haupt schwer auf die Arme gelegt. Er schluchzte einmal jäh auf. Aber Ritter Lauge Gudmundson war in seinem Gewissen herzlich beruhigt. Nun hatte König Erich sich auf einen christlichen Tod vorbereitet. Und König Erich lachte. Er ging mit dem Glanz erfüllten Glückes in den Augen auf die Knechte zu und folgte ihnen, ohne noch einmal zurück zu blicken, in den Tod.

Sie haben es nachher mit Unwillen zu Papier gebracht, daß König Erich bis in den Tod hinein nicht aufgehört habe, glücklich zu sein und sein Liedchen zu trällern, das von seiner Liebe sang. Die Dominikaner begruben ihn in ihrer Kirche. Aber Abel, der ein Kain geworden war, ward König im Land.

Zwischen Lösch und Latein.

Eine Geschichte von **Karl Hans Strobl.**

Diese Geschichte ist etwas derb und nicht ganz stubenrein, und ich gehe eigentlich mit einigem Zagen daran, sie zu erzählen; aber ich gedenke der biederen Altvordern, die solche Geschichten liebten und sie zu Sträußen zusammenbanden, die Schwankbüchlein genannt wurden, und aus denen das schallende Gelächter aufsteigt, mit dem das alte Deutschland auch der saftigsten Menschlichkeit ihr Bürgerrecht in dieser bunten Welt bestätigte.

Immerhin will ich versuchen, sie so zu erzählen, daß kein allzu arges Naserümpfen darob entstehe; denn um die Nase handelt er sich hauptsächlich in dieser Geschichte.

Sie ereignete sich auf einer Eisenbahnfahrt nach Latein. Und wer wissen will, wo dieses Latein liegt, der muß es hinter Lösch suchen, und wer jetzt noch immer nicht Bescheid weiß, dem sei gesagt, daß dieses Lösch hinter Brünn liegt, hinter Brünn im Lande Mähren.

Und ferner ist nötig, zu wissen, daß sich diese Geschichte in einem jener ganz altmodischen Eisenbahnwagen begab, in denen die einzelnen Abteile nicht miteinander verbunden oder gar von einem durchlaufenden Gang aus zugänglich waren. Es liefen auf diesen hinterweltlerischen Kleinbahnen, deren wir Altösterreicher uns noch aus Jugendtagen gar wohl entsinnen, Wagen, in denen jedes Abteil von dem andern getrennt und sozusagen ein Käfig war, mit einer Tür rechts und einer links, die nur nach außen ging. Der Schaffner mußte auf den Trittbrettern den Zug entlangturnen, von einem Handgriff zum andern, und man sah seinen Kopf oft überraschend und manchmal zu gar nicht gelegener Zeit am Fenster auftauchen, wenn er kam, um sich nach den Fahrkarten zu erkundigen. Wer einmal in einem solchen Käfig von Abteil drinnen saß, der konnte nicht heraus, ehe nicht der Zug wieder stand; und wenn ihm das tückische Schicksal eine noch so dringliche Angelegenheit zumutete, so half ihm kein Gott und kein Kaiser, er mußte sie verschieben, bis der Zug die nächste Haltestelle erreicht hatte.

In einem solchen Abteil fuhren wir zu dritt nach Latein. Nach Latein fährt man nur, wenn man ein richtiger Lateiner ist oder wenn man als Beamter dort eine Amtshandlung vorzunehmen hat. Wir fuhren also zu dritt nach Latein, in amtlicher Angelegenheit, und waren ein dreigliedriger Ausschuß.

Zuerst sprachen wir vom Theater, aber als wir Lösch hinter uns hatten, begann der Regierungsrat, der die Akten studiert hatte, uns zwei andere, die wir sie nicht studiert hatten, ein wenig auf unsere Aufgabe vorzubereiten. Er konnte es ruhig tun, denn außer uns dreien saß in unserem Käfig am anderen Ende nur eine Frau aus dem Volk, die einen etwa vierjährigen Knaben bei sich hatte. Mitten in unseren Vorbesprechungen entstand in dem gegenüberliegenden Käfigwinkel eine Unruhe.

Der Knabe schob sich auf seinem Sitz herum, drängte sich an die Mutter und flüsterte ihr weinerlich etwas zu. Ich sah die Frau erblassen, als habe ihr das Kind eine schreckliche Eröffnung gemacht. Sie fuhr den Buben zuerst heftig an, da erschrak er und schwieg eine kleine Weile. Dann begann er abermals dringlich zu flüstern, und klammerte sich an die Mutter. Sie redete beschwichtigend auf das Kind ein, aber es war wohl etwas, was sich mit Worten nicht beschwichtigen ließ und offenbar schleunige Abhilfe verlangte. Das Geflüster und Getue dort drüben wurde immer heftiger, und auf einmal begann das Kind jämmerlich zu weinen.

„Was hat denn der Bub?" fragte der Baurat Honsig, der ein großer Kinderfreund war und kein Kind weinen hören konnte.

Die Mutter bekam einen dicken roten Kopf wie einer der Paradeiser, die aus Latein auf den Brünner Markt zu kommen pflegen. „Jeschisch-Mankotte", sagte sie verzweifelt, „der Bub sagt mir grad, daß er . . ."

„Was denn?"

„No daß er halt . . . und bis Latein haltet er's nicht mehr aus."

Ich sah mich nach einer Notleine um. Aber es war natürlich keine vorhanden. Eine Notleine zwischen Brünn und Latein mochte dem Eisenbahnärar als ein überflüssiger Luxus erschienen sein. Ich riß das Fenster auf meiner Seite auf. Vielleicht turnte der Schaffner gerade auf den Trittbrettern herum, und es war mit Berücksichtigung des besonderen Falles im Wege von Verhandlungen zu erreichen, daß der Zug auf freiem Felde hielt. Aber es war weit und breit kein Schaffner zu sehen, auch nicht auf der anderen Seite des Zuges.

Inzwischen hatte die Erregung schräg gegenüber einen beängstigenden Grad erreicht. Der Bub schrie wie am Spieß, er wand sich hin und her, und die Tränen rannen ihm in Bächlein aus den Augen. Tiefe Beklommenheit bemächtigte sich unserer Gemüter, und wir begannen bereits das ärgste zu befürchten.

„Wenn die Herren halt erlauben wollten . . .", sagte die Mutter in ihrer Seelennot, „ich möcht ein Papier auf den Boden breiten . . . und ich stell mich davor . . . und dann werf ich's aus dem Fenster . . ."

Wir sahen uns an. Des Baurats mitleidsvoller Blick bat um Gnade für das Kind. Wir waren keine Unmenschen, der leidenden Kreatur mußte wohl oder übel geholfen werden. Wir nickten Gewährung, und vielleicht war es so noch das kleinere Übel . . .

Kaum hatte die Mutter unsere Erlaubnis, so begann sie heftig in dem Marktkorb nach Papier zu suchen. Es war nur ein dürftiger kleiner Fetzen, den sie zum Vorschein brachte, Papier hat Seltenheitswert in Latein.

„Hier haben Sie meine Zeitung", sagte ich großmütig und reichte ihr das noch nicht gelesene Morgenblatt, das noch nach Druckerschwärze duftete.

Die Frau nahm es mit Dank und beschleunigte die Vorbereitungen. Wir wandten uns krampfhaft und duldsam ab und steckten am linken Fenster die Köpfe zusammen, als ob die verschneiten Felder zwischen Lösch und Latein Sehenswürdigkeiten ersten Ranges wären.

„Wollen wir nicht das Fenster öffnen?" fragte der Regierungsrat.

Wir taten es, aber wir mußten es nach kurzer Zeit wieder schließen. Es war ein eisiger Wintertag, von vielen Graden unter Null, und es wehte dem Zug ein so giftiger Wind entgegen, daß er uns wie mit Messern in die Lungen fuhr. Es war ausgeschlossen, sich an die frische Luft zu retten.

Im übrigen vollzog sich hinter unserm Rücken alles mit der anerkennenswerten Schnelligkeit eines auf die Spitze getriebenen Ereignisses. Wir hatten die Stimmen erhoben, als ob wir zu einer großen Volksmenge sprächen, aber dann hörten wir doch zwischendurch Papier knistern, und dann hörten wir, wie das rechte Fenster herabgelassen und nach einem Augenblick wieder hochgezogen wurde.

Nach einer kleinen Weile ergebenen Wartens rückten wir uns wieder auf unseren Plätzen zurecht. Da saß das Kind neben seiner Mutter, glücklich und zufrieden, geborgen aus großer Not und wischte mit dem Handrücken die Tränenspuren aus den Schmutzfurchen des Gesichts.

Wohlig durchströmte uns das Bewußtsein unserer menschlich schönen Tat. Gewiß war sie jedem von uns im Goldenen Buch des Himmelspförtners St. Petrus auf der Habenseite verzeichnet worden. Minder wohlig war allerdings die im Diesseits zwischen den engen Käfigwänden verbliebene irdische Erinnerung des Geschehenen.

Wir sahen einander wieder an und lasen einer dem andern von der Nase ab, was er dachte.

„Jetzt eine Zigarette!" sagte der Regierungsrat, und zückte seine silberne Dose. Wir anderen taten desgleichen, und dann sprangen drei kleine Flämmchen zugleich an die Zigarettenenden, und die ersten duftigen, würzigen, blauen Wölkchen stiegen schmeichelnd auf.

Da geschah etwas, was keiner von uns Männern jemals erwartet hätte.

Die Frau in der Ecke gab sich einen Ruck und richtete sich empört auf. „Hören Sie auf zu rauchen", sagte sie, „ich mache Sie darauf aufmerksam, dies ist ein Nichtraucherabteil."

Es dauerte eine Weile, ehe wir uns von unserer Sprachlosigkeit erholt hatten. Was die gute Frau aber dann zu hören bekam, das mag, wenn es gleichfalls bis zur Himmelstür gedrungen ist, Sankt Petrus zu einigen Abstrichen von unserem Guthaben bewogen haben.

Denn man soll ja eine gute Tat unter keinen Umständen bereuen . . .



Bunte Chronik



Wo sind noch Inseln zu entdecken?

Bei jeder Forschungsfahrt verschwinden ein paar weiße Flecken auf der Landkarte, und trotzdem gibt es immer noch Entdeckungen in Hülle und Fülle zu machen. In den Weltmeeren, besonders im Pazifik, liegen eine ganze Menge Inseln, die noch nicht näher bekannt sind und auch noch nirgends verzeichnet stehen. Bis auf 300 soll sich nach den Schätzungen amerikanischer Fachkreise die Anzahl unentdeckter Inseln im Stillen Ozean belaufen.

Natürlich gibt es keine zuverlässigen Anhaltspunkte für diese Bestimmung, aber es verliert sich ja selten genug ein Schiff von den bekannten Schiffahrtslinien, und meistens ist ein Zufall, eine Notlandung oder ein Schiffbruch nötig, um eine verborgene Insel aufzufinden. Ebenso gibt es in der arktischen und antarktischen Zone viel unentdeckte Eilande, wie die zahlreichen Erkundungsflüge und -Fahrten der letzten Jahre gezeigt haben.

Präsidentenküsse — „offiziell"!

Der Präsident der französischen Republik, Albert Lebrun, besichtigte kürzlich bei einem seiner Weltausstellungsbesuche auch den sowjetrussischen Pavillon. Das ist an sich nichts besonderes, sondern gehört eben zu seinen offiziellen Pflichten. Am Eingang wurde er von einigen amtlichen Persönlichkeiten und von einem hübschen jungen Mädchen in Volkstracht empfangen, das ihm ein paar Blumen überreichte. Nun ist es traditioneller Brauch, daß der Präsident bei solchen Empfängen, die die Note der Volkstümlichkeit anschlagen, dem jungen Mädchen durch einen Kuß auf Stirn oder Wange für die ihm dargebrachte Huldigung dankt. Das tat er auch in diesem Fall und auch insoweit blieb die ganze Angelegenheit durchaus im Rahmen seiner amtlichen Präsidentenpflichten. Aber nun kam etwas, was Herrn Lebrun doch beinahe aus der Fassung gebracht hätte, auch wenn es ihm sichtlich Spaß machte. Das junge sowjetrussische Mädchen erwiderte seinen Kuß, und zwar nach russischer Art, nämlich auf den Mund und mit Wärme. Der Präsident versicherte nachher seiner Umgebung, daß er in seiner langen offiziellen Kußlaufbahn einen solchen Akt der Gegenseitigkeit noch nicht erlebt habe.



Lustige Ecke



Strafverschärfend.



Richter: „Ich glaube, Sie einmal früher gesehen zu haben, ich kann mich aber nicht entsinnen wo!"

Angeklagter: „Stimmt, Herr Richter, ich habe Ihrer Frau Gemahlin Gesangunterricht erteilt!"

Richter: „Richtig — — fünf Jahre!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.